Ich bin nun einmal so!

Von Gustav Beyer.

Es gab eine Zeit, in welcher beim Klange des Wortes „Gesucht" allerlei heitere Bilder vor meinem Geiste aufstiegen, in der sein Begriff mir von jugendlich beweglichen Gestalten, blitzenden oder sanft schmachtenden Augen, von Nacken und Schmollen, Anlocken und Abweisen in reizender Form, kurz von dem ganzen Arsenal weiblicher Eroberungskunst unzertrennlich schien. Aber von dieser Ansicht bin ich im Laufe der Jahre abgekommen. Ich habe mich überzeugt, daß die Gefallsucht gar keine so ausschließliche Kunst ist, zu deren Ausübung besondere Veranlagung gehöre, sondern ganz allgemein geübt wird; daß sich sogar Leute damit befassen, denen man alles Andere eher zutrauen möchte, daß ganz erschrecklich viel in der Welt kokettirt wird, an allerlei Orten und von allerlei Volk, — daß es sich in der That hierbei um eine Eigenschaft der Menschennatur handelt.

Ja, wirklich gefallen will Jeder; irgend etwas will der gewöhnliche Mensch durchaus an seiner Person in den Vordergrund stellen, irgend eine Eigenschaft oder Sache, mit der er besonderen Eindruck zu machen hofft, und da nur eine glückliche Minderzahl über Reize und herzgewinnende Liebenswürdigkeit, über Jugend und Regsamkeit in genügender Weise verfügt, so versucht man es, je nach Vermögen und Geschmack, mit anderen Mitteln. Da ist kein Ding und keine Eigenschaft so unbedeutend, so wenig verlockend, daß nicht irgend ein wunderlicher Heiliger gerade hierbei seine Hoffnungen auf Eroberungen stützte; ja, die Erfahrung lehrt, daß das Unschöne, Unsympathische in dieser Hinsicht ein besonderes Vertrauen genießt, daß der allgemeine Geschmack, mit Uebergehung des wirklich Angenehmen an einem Menschenwesen, sich mit Ueberliebe dessen bedient, was diesem Wesen am wenigsten zur Zierde gereicht.

Da sind zuerst die kleinen äußerlichen Zuthaten und Ausschmückungen der eigenen Person. Wir finden es natürlich, wenn ein Ring, eine Haarlocke, ein Fächer, eine blanke Stiefelspitze mit der Aufgabe betraut wird, als Schaustück der Liebenswürdigkeit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So ein Ding weiß, was es soll. Der Ring gehört zu einer wohlgepflegten Hand und bewirkt durch sein herausforderndes Blitzen, daß man dies bemerkt. Die Locke fällt eigens deshalb so oft in die Stirne, um ebenso mit energischem Ruck zurückgeworfen zu werden; denn selbige Stirne ist werth und von genialer Wölbung. Der Fächer gibt zu anmuthigem Augenspiel Gelegenheit, ja selbst die Stiefelspitze hat ihre berechtigte Mission; ihre Zierlichkeit soll der Phantasie das ganze Füßchen vorzaubern. Aber auch einen Handschuh von schreiender Farbe, den Zipfel eines bunten Tuches, das schelmisch aus der Brusttasche lugt, einen Tropfen Parfum — hundert und aber hundert solcher Kleinigkeiten sehen wir im Dienste der Gefallsucht, und jede einzelne erfüllt den Eigenthümer mit der tröstlichen Gewißheit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit.

Die Gefallsucht ist eben in der Wahl ihrer Mittel unberechenbar und beschränkt sich keineswegs auf solche rein äußerliche Dinge; auch nach anderer Richtung verfolgt sie ihre eigenen, seltsamen Wege. Gesunde Körperkräfte, Lebensfrische und ungeschwächte Sinne pflegt man doch gemeinhin zu den schätzenswerthen Dingen zu rechnen, ja man sollte meinen, daß ein Mensch im Vollgenuß derselben von Natur anziehender sei als der gebrechliche; aber der allgemeine Geschmack weiß es besser: mit nichts wird so gern und so häufig kokettirt, wie mit Schwächen und Gebrechen! Man setzt seine Ehre darein, solche zu besitzen, wenigstens, in irgend einer Weise vom normalen Zustand abzuweichen; und wer es nicht kann, bemüht sich wenigstens, den Schein anzunehmen. Wer zählt die Monocles und Pincenez, die Lorgnons und Brillen, die lediglich im Dienste der Gefallsucht als Wahrzeichen interessanter Kurzsichtigkeit aufgeboten werden? So ein Stückchen Glas, das, am schwarzen Schnürchen baumelnd, von dem lieblich gekniffenen Auge allein festgehalten werden muß, und doch auf fatale Weise immer herausfällt, ist natürlich ein höchst unbequemes Ding; aber das richtige Stutzerauge würde sich schämen, ohne solche Bewaffnung zu erscheinen. Von ähnlicher Wirkung sind die goldenen und blauen Brillen; sie geben dem Gesicht so etwas Gelehrtes, Durchgeistigtes, werden daher auch mehr von reiferen Gefallsüchtigen, besonders männlichen, angewendet. Ueberhaupt ist das schwache Auge sehr in modischem Ansehen, dagegen findet sich merkwürdiger Weise selten oder nie die Taubheit als Mittel der Gefallsucht. Oder hat man schon Jemand mit dem Hörrrohr kokettiren sehen?! Am allerbeliebtesten aber sind jedenfalls die Nerven. Wer es nur irgend haben kann, Jung oder Alt, Männlein oder Fräulein, schafft sich ein wenig Nervosität an. Ohnmachten sind nicht mehr in der Mode, aber eine Idiosynkrasie ist um so beliebter. Beim Anblick einer Raupe, beim Heranschleichen eines Kätzchens keine Nervenanfälle bekommen, hieße, nach der Ansicht vieler Damen, sich der besten Chancen für Eroberungen begeben. Das Stammeln, Lispeln und Suchen nach Worten ist ebenfalls recht beliebt. So ein periodisch auftretendes „Ah!" und „Hm!" gibt nach der Meinung Vieler der Rede etwas ungemein Fesselndes; ebenso ist das Anklingen eines fremden Dialektes höchst wirkungsvoll. Leute, die eine Woche in Wien zubrachten, sprechen nach Jahren noch „weanarisch"; Andere, die kurze Zeit im Auslande waren, haben ihre Muttersprache ganz unglaublich schnell vergessen und bringen in derselben keinen fließenden Satz mehr zu Stande. Alle Augenblicke genirt sie der Umstand, daß ihnen statt des deutschen Wortes das fremde einfällt; es ist sehr ärgerlich, aber was will man dagegen thun?

Daß sich die Gefallsucht mit Schwächen und Mängeln nicht auf die körperlichen allein beschränkt, ist natürlich. Auch auf geistigem Gebiet tritt das eigenthümliche Bestreben zu Tage, mit dem, was dem Wesen am unvortheilhaftesten ist, zu blenden, zu fesseln; doch verliert es hier leider den Charakter der Harmlosigkeit. Mögen immerhin die Klagenden und Seufzenden mit ihren Nerven- und sonstigen abnormen Zuständen der Familie wie dem Bekanntenkreise oft recht lästig werden, so ernst und nachhaltig gestalten sich die Folgen selten, wie bei jener Gefallsucht mit geistigem Gebrechen, bei denen der Mensch thatsächlich in seine eigenen Fehler verliebt ist.

In die eigenen Fehler verliebt! Das ist es! Und es ist schlimm genug! Denn hier kann von einem Einlenken auf bessere Wege niemals die Rede sein; man hält ja gerade diese Besonderheiten für einen ganz aparten Vorzug, den Niemand nachahmen kann, den man so wenig hergeben möchte, wie der Dandy sein Lorgnon oder die geniale Stirnlocke. „Ich bin nun einmal so!" sagt man und bildet sich ein, Jedermann müsse freudig erstaunt und hingerissen sein, daß man „so" ist. „Ich bin nun einmal so!" sagt der rücksichtslose Polterer und Grobian. „Was ich denke, das sag' ich frei heraus. Ich kann und mag kein Blatt vor den Mund nehmen!" Ganz gut, ein solcher Freimuth mag dem Polterer selbst bewundernswerth bedünken; aber seht einmal, wie bittere Thränen dem harten Wort nachfließen, wie treue Freunde sich abwenden, wie Alles den Grobian endlich meidet, der da glaubt, man müsse seine Art gelten lassen, weil er doch einmal „so" ist, und sich in der Rolle des Grobseins so wunderschön findet.

„Ich bin nun einmal so!" Dies Wort, das auf allen Wegen so selbstgefällig ertönt, das der Welt wie ein Freibrief für alles Mögliche entgegengehalten wird, hat schon viel Unheil angerichtet. Häusliche, liebevolle Gatten entwöhnen sich des eigenen Heims, weil die Herrin in fanatischer Wirthschaftlichkeit es zu einer Stätte des Unbehagens macht. Sie „arbeitet sich zu Tode", weil keines der ewig wechselnden Dienstmädchen es ihr zu Danke macht. Sie wird gallsüchtig, unschön, unliebenswürdig in dem beständigen Kampf, aber sie möchte um keinen Preis der geliebten Eigenheit entsagen, die sie nach ihrer Meinung weit über alle anderen Frauen erhebt. Eben so häufig hören wir das Wort von ihrem Gegenstück, der Unwirthschaftlichen, die im Bewußtsein einer feineren Geschmacksrichtung oder höheren Bestimmung die häuslichen Pflichten von sich weist: „Ich kann mich nun einmal nicht mit solchen Dingen befassen!" sagt sie stolz und bildet sich viel ein auf dieses aristokratische oder geniale „Nichtkönnen". Aber während sie am Schreibtisch, in Ausstellungen und Vereinen ihrer Bestimmung folgt, entbehrt die Hausmaschine der leitenden Hand, sind die Kinder fremder Pflege und Erziehung anheimgegeben, entfliehen ihrem Heim die guten Geister des Friedens und der Behaglichkeit, und Verwahrlosung, Unordnung, wenn nicht Verfall und Elend, halten ihren Einzug, weil sie, die Herrin, Das und Jenes nun einmal nicht konnte, weil sie „einmal so ist."

Doch genug der traurigen Bilder. Möchte all Jenen, die einer blinden Verliebheit in die Narrheiten ihres Wesens, eines seltsamen Wahnes willen die höchsten Güter des Lebens opfern, — sie, die sich und Andere unglücklich machen, weil sie sich gerade darin besonders liebenswürdig finden, — möchte die ernste Schule des Lebens diesen Allen zuHilfe kommen und ihnen das Wort verleiden, das sie so selbstgefällig der Welt entgegenhalten. „Ich bin nun einmal so!"

Sprüche eines Verdrehungskünstlers.

Wer guten Rath schlägt in den Wind,
Den drückt man sehr bald an die Wand.

— Faule Hand bringt auf den Hund.

— Mit dem Himmel fängt man sehr viele Hammel.

— Aus der Schule. „Wodurch wird das Pferd dem Menschen nützlich?" — „Beim Ackerbau, zur Beförderung von Lasten — auch das Fleisch wird gegessen!" — „Gut. Kann mir noch Einer von Euch einen Nutzen des Pferdes anführen?... Nun, Moritzchen, sag' Du mir's!" — „Man kann auch damit handeln!"

— Böse. „Donnerwetter, heute früh hab' ich einen großen Fehler begangen! Ich sagte meiner Frau, daß ihr neues Frühjahrskleid nicht sehr gut sitzt." — „Ei, ei, da war sie gewiß sehr böse und schmollte mit Dir."—„Nein, das wäre ja gar nicht so schlimm gewesen, aber nun soll ich ihr ein anderes kaufen."

— Die verliebte Gans. Frau A. (Sonntags, am Frühstückstisch): „Hier, Männchen—Gänseleber, Dein Lieblingsgericht! Dabei fällt mir ein: Jemand will ausgefunden haben, daß der Sitz der Liebe nicht das Herz, sondern die Leber sei." — Herr A. (ein Stück von der Riesenleber nehmend): „Herrgott, muß das aber eine verliebte Gans gewesen sein!"

Pariser Modebericht.

Von M. B.

Paris, Ende Mai.

Reizvoll und vielgestaltig wie Paris selber ist das Neue, das uns die Mode hier beständig bietet. In dem bunten Wechsel aber ist eine Neuerung zu verzeichnen, die sowohl vom ästhetischen wie hygienischen Standpunkt mit Freuden begrüßt wird: die Schleppe ist vollständig abgethan, nicht nur für die Straße und Promenade, sondern auch für gesellige Vereinigungen, zum Tanz u. s. w. Der schleppende Rock hat seine Berechtigung nur noch bei Haupt- und Staats-Aktionen im Salon, wo man ihn ja gern gelten läßt, aber auch hier ist seine Verwendung eingeschränkt, und nur den älteren Damen das Tragen der Schleppe gestattet. Junge Mädchen und junge Frauen tragen in Paris fortan nur den kurzen, runden Rock, und für die Straße, sowie das Land muß er sogar fußfrei sein, was selbst für junge Mädchen an Tanz- und Reunionskleidern gefordert wird.

Die noch immer keilig oder rund geschnittenen Röcke sind unten weit und faltig und müssen daselbst eine Weite von 3,60 bis 4,25 Meter haben. Vorn sind sie nach wie vor glatt und oben nach Erforderniß mit eingenähten Falten versehen. Hinten hingegen fallen sie in vier bis fünf großen Rundfalten hernieder; diese bilden oft den einzigen Schmuck des ganzen Rockes. Zuweilen wird das Devant desselben auch durch ein paar Falten eingeschlossen, doch nur dann, wenn die Röcke für ältere Damen bestimmt sind und etwas schleppig geschnitten werden.

Einige geschmackvolle Toiletten sind in den folgenden Illustrationen dargestellt:

Kleid aus Wollenstoff und Seidenreps.

Der nach Erforderniß mit braunem Seidenreps bekleidete Futterrock ist mit einer faltig arrangirten Tunika aus modefarbenem Wollenstoff überdeckt, welche die Taille gürtelartig umschließend, hinten mit einer Stoffschleife verziert ist. Die mit einem krausen Latz verbundene Taille aus gleichem Stoff garnirt eine 20 Cent. breite Spitze. Unten mit Spitze überdeckte Aermel aus Wollenstoff, denen weite Repspuffen aufliegen, vervollständigen die Taille.

Rückansicht vorstehenden Kleides.

Besonders elegant ist eine Toilette aus schiefergrauer Bengaline, welche auf dem Futterrock vorn tablierartig mit rothem, mit Guipürespitze überdecktem Sammet bekleidet ist, dem sich ein seitwärts und hinten in tiefe Falten ausspringender, oberer Rock aus Bengaline anschließt. Die kleidsame Taille ist, wie ersichtlich, vorn eine eckige, hinten eine runde Passe bildend, mit dicht gefaltetem, rosa Seidenkrepp garnirt und im übrigen miederartig mit Guipürespitze überspannt, der sich auf den Achseln und hinten ein Volant aus Sammet anschließt. Gefaltete Schrägstreifen von gleichem Stoff, die an der Achselnaht befestigt sind und vorn auf dem Mieder unter kleinen Rosetten endigen, bilden die übrige Garnitur der mit einem Stehkragen von Sammet abschließenden Taille. Letztere ist mit bauschigen, unten mit Guipürespitze bekleideten Aermeln und Bengaline verbunden und wird von einem faltigen, mit einer Rosette verzierten Gürtel aus Sammet umschlossen, der den Ansatz eines kurzen Schoßes von Guipürespitze deckt.

Ganz neu und sehr beliebt sind die Röcke „Jupe Eventail". Der vordere Theil ist oben in der Mitte und unten an den Seiten etwas abgerundet und an die schrägen Seitenlinien fügen sich die geraden Seiten von dem hintern Theil. Letzterer ist völlig abweichend von den bisher getragenen Formen; er bildet einen richtigen, oben in der Mitte ausgerundeten Halbkreis, wo dieser Theil etwas in Falten gezogen wird, während er die Hüften flach umspannt und, vermöge seines runden Schnittes, von diesen tollig herniederfällt. Um einen recht schönen Faltenwurf zu erzielen, ist es unerläßlich, den Rock mit Seide oder Satin zu füttern; für Wollen- und Seidenkrepp, sowie für Spitzenstoff darf nur Seide verwendet werden. Die gleichmäßigen Falten bilden durch ihr leichtes Auf- und Zuschlagen ein graziöses Fächerspiel, das dem Rock seinen anmuthigen Namen gegeben hat. Diese Röcke haben eine Weite von 4,50 bis 5 Meter. Bei nicht gestreiftem Stoff kann dieser, falls er nicht die genügende Breite hat, für den hinteren Theil des Rockes quer genommen werden, so daß die Webekante an den Vordertheil trifft. Die Garnitur an solchen Röcken besteht höchstens in einer Borte, die den unteren Rand konturiert und die mit dem Ausputz der Taille überstimmt. Um den vielen Falten des Rockes einen ordentlichen Stützpunkt zu geben, versieht man die Unterröcke mit breiten Volants oder Plissés.

Toilette aus Bengaline, Sammet und Spitze.

Dem hübschen, leicht schutenförmig gebogenen Hut aus goldbraunem, grobem Strohgeflecht liegen vorn zwei volle Fliederzweige auf, welche unter einer Rosette von fliederfarbenem Seidenband befestigt sind. Hinten ziert den Hut eine große, doppelte Schleife aus goldbraunem, breitem Sammetband, deren Schlingen sich, wie ersichtlich, nach vorn legen.

Sommertoilette aus gaufrirtem Kreppstoff.

Sehr geschmackvoll ist das aus einem fußfreien Rock und einer am Taillenabschluß leicht gefalteten Taille bestehende Kleid aus bleifarbenem, gaufrirtem Kreppstoff. Letztere ist, wie ersichtlich, vorn mit breiter gelblicher Guipürespitze garnirt, der sich mit schmaler Spitze begrenzte bretellenartige Theile von grünem Sammet anschließen, deren Enden sich unter dem Sammetgürtel fortsetzen; die Bretellengarnitur wiederholt sich in gleicher Weise auf dem Rückentheil.

Die Röcke der einfachen Kleider sind nur mäßig am Rande garnirt, meist mit einem kleinen Volant, dessen Kopf eine feine Linie aus Stahl, Jais oder anderem metallischen Zierat begrenzt. Für elegante Roben macht man schräge, doppelte Frisuren mit hohem Kopf, oder man umgibt den Volant mit einer Rüsche u. dergl. m.

Die melirten, jaspirten, punktirten oder auch chinirten wollenen Gewebe sind augenblicklich sehr beliebt. Das hübsche, einfache Gewebe wird mit abstechendem Moire oder Velour, doch auch mit einfacher Seide garnirt. Schwarz wird dafür am meisten verwendet. In hellen Taffetten finden kleine Motive auf blauem, rosa oder „mauve" Grund vielfach Verwendung. Bald sind es feine, schwarze Punkte, die sich auf ihnen ausbreiten, bald erscheinen sie wie mit Goldsand bestreut, was sehr reich in seiner Wirkung ist.

Derartige Kleider garnirt man mit schwarzem Seidenmusselin, Moire u. dergl., oder man wählt Tüll, glatt, auch gepunktet, dafür und umwindet sie mit einem breiten, schwarzen, ausgebandgebildeten Gürtel, dem sogenannten Bebegürtel der hinten geschlossen wird. Hellfarbige Kleider garnirt man in derselben Weise mit cremefarbener, maisgelber oder blauer Seide.

Das Ende des Frühlings hat noch eine prächtige Neuheit in eleganten, schwarzen Roben aus Moire, Satin u. dergl. gebracht. Man garnirt diese sehr wirksam mit schönen Reliefspitzen im dunklen Goldton. Mit solchen Spitzen greift man in die Zeit Ludwigs des Dreizehnten zurück und gibt in ihnen die reizvolle Linienführung der damaligen italienischen Spitzen wieder.

Die Kleiderärmel werden wie noch immer sehr weit getragen und in Keulenform oder mit einer Puffe gearbeitet. Im ersten Falle gehen sie wie die Gretchenärmel ziemlich weit auf die Hand. Graziöser erscheinen sie, wenn sie etwas gerafft werden, was in der verschiedensten Weise geschieht und das uniforme, ermüdend wirkende Einerlei beseitigt. Die Ballonärmel enden meist in einem Volant, einem Plisse, einer doppelten Frisur, gekräuster Spitze u. dergl. Zuweilen schmückt man sie über dem Besatz mit einer Schleife, einem Einsatz oder Bandspangen. Auch erhalten sie Epaulettes aus Stoff, Spitze, Passementerie u. dergl., die aber immer aus dem Stoff des Kleides oder übereinstimmend mit der Garnitur desselben gefertigt werden.

Der Klügste.

Es war eine Jungfrau, sehr gescheidt,
Die hatte viel Gut und Gaben;
Es kam manch' Freier von nah und weit,
Und jedem gab sie den Bescheid:
„Der Klügste soll mich haben!"

Sie stellte mit Jedem Examen an
Und gab ihm Räthsel zu rathen.
Und wenn's für Manchen auch gut begann,
Stets schwerere Fragen stellte sie dann
Und verhöhnte sie Alle, die nahten.

Da kam ein Jüngling einmal, der trug
Den Frohsinn in seinen Mienen,
Und stark war er und schön und klug
Und konnte auf Alles, was sie frug,
Mit treffender Antwort dienen.

Aus ihrem Aug' die Liebe bricht:
„Du sollst mich zum Weibe gewinnen!"
Da neigt der Jüngling sich und spricht:
„Nähm' ich Dich, so wär' ich der Klügste nicht!"
Und stolz geht er von hinnen.

Modebäder des Mittelalters.

Als die Römer nach Gallien kamen, entdeckten sie bereits den Reichthum der Thäler von Savoyen an heilkräftigen Quellen. Baden war den alten Römern Lebensbedürfniß. Wo sie als Kolonisten hinkamen, schufen sie große Wasserleitungs- und Badeanlagen. Ueberall am Rhein und in Frankreich finden wir deren Spuren. Der große Bogen des Campanus auf dem Marktplatz von Aix-les-Bains ist der Rest der größten römischen Badeanlage im quellenreichen Lande Savoyen. Auf die alten Gallier wirkte das Beispiel der kaiserlich römischen Kolonisten zur Nachahmung, sie begannen so eifrig zu baden wie diese selbst. Dann aber brach Attila mit seinen Hunnen ins Land, die jene wundervollen Anlagen allenthalben zerstörten. Jene Generation badete nicht mehr. Erst als die Hunnen aus Gallien verschwanden, machten sich die Bewohner des Gaues Savoyen daran, die alten Einrichtungen wiederherzustellen. Und im Jahre 484 finden wir den Prinzen Ambron, den Sohn Clodions des Langhaarigen, zu Plombieres und Luxueil baden. Die warmen Schwefelquellen von Aix-les-Bains aber blieben einstweilen aus der Mode, die sich nunmehr dem Aix in der Provence zuwendete. Dieses wurde während dreier Jahrhunderte mit Vorliebe von Invaliden aufgesucht, bis Karl der Große die heißen Quellen Aachens zum ersten Heilbade seiner Zeit erhob. Kaiser Karl liebte es, in Gesellschaft zu baden, und die Höflinge belustigen sich in großer Zahl mit ihm im Wasser. Dann kam die Reihe an ein pyrenäisches Bad: Cauteret, das wiederum durch Spaa am Saume des Ardennenwaldes abgelöst wurde. Spaa wurde zur Zeit Wilhelms des Eroberers der populärste Badeort. Die Heilung suchenden Invaliden mußten in Zelten kampiren, weil das alte kleine Städchen sie nicht mehr aufzunehmen vermochte. Im vierzehnten Jahrhundert kauft ein vermögender Mann vom Bischof von Lüttich Bauholz, um ein „Neu-Spaa" anzulegen, nahe dem Pouhonquell. Hundert Jahre später ist es ein Bad in der Schweiz, das höchste Mode wird. Nicht weit von Zürich kannten schon die Römer Schwefelquellen, die aber doch lange Zeit von keiner Bedeutung waren. Da, um das Jahr 1415, kommt dieses schweizerische „Baden" bei Aarau so sehr in Aufnahme, daß aus einem Umkreise von zweihundert Meilen die Heilbedürftigen hinströmen. Und nicht allein die Heilbedürftigen. Wir haben aus dem Jahre 1415 einige Briefe des florentinischen Sekretärs auf dem Konzil zu Konstanz, Namens Poggio; und darin heißt es, daß die Badegäste nicht ihres Leidens wegen nach Baden kämen, sondern um sich einen Feiertag zu machen. Poggio schildert, wie die Besucher sich dort belustigten. Sie frühstückten auf dem Wasser, indem sie in Korkmulden saßen, das Haar mit Seidenbändern und Blumen durchwunden. „Allerlei Spiele wurden gespielt, und Männer Frauen und Kinder geriethen in wildeste Lustigkeit."

— Höflich. Gefängnißinspector (zu einem Sträfling, der ausgebrochen war, aber noch an demselben Tage wieder eingefangen wurde): „Na, hatten Sie sich gestern Nachmittag auch ein Bischen freigemacht?"

— Nur aus Vorsicht. „Du hast Dir ja ein neues Ballkleid machen lassen! Dein vorjähriges war aber doch noch ganz hübsch?!" — „Das schon — aber weißt Du, sonst meinen die Leute, ich säße noch vom vorigen Balle hier!"

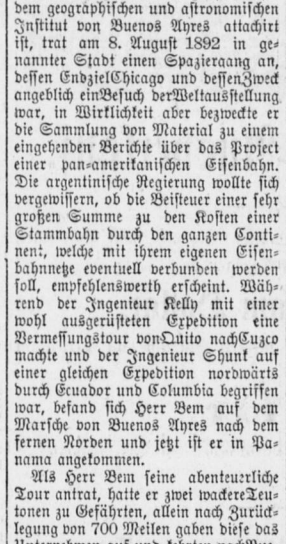
Durch Süd-Amerika.

Ing. Bem's Fußtour.

„Erdballtraber" — Globetrotters — haben einen Spaziergang von New York bis San Francisco, quer durch unsern Continent, bisher als das Nonplusultra der Leistung eines Fußgängers angesehen. Gewiß ist es keine Kleinigkeit, diese Tour auf Schusters Rappen zu machen; führt doch der Tausende von Meilen lange Weg durch öde Prärien und über wilde Gebirge, in denen der Wanderer nur in weiten Entfernungen auf eines Menschen gastliches Dach stößt. Und doch ist ein Spaziergang von New York nach San Francisco ein Kinderspiel zu nennen gegenüber dem an Abenteuern und Strapazen reichen Marsche, welchen der österreichische Ingenieur Antonio Bem unternommen und von dem er mehr als die schwierigere Hälfte, 5844 Meilen, bereits zurückgelegt hat. Herr Antonio Bem, ein Ingenieur von Fach, welcher dem geographischen und astronomischen Institut von Buenos Ayres attachirt ist, trat am 8. August 1892 in genannter Stadt einen Spaziergang an, dessen Endziel Chicago und dessen Zweck angeblich ein Besuch der Weltausstellung war, in Wirklichkeit aber bezweckte er die Sammlung von Material zu einem eingehenden Berichte über das Project einer pan-amerikanischen Eisenbahn. Die argentinische Regierung wollte sich vergewissern, ob die Beisteuer einer sehr großen Summe zu den Kosten einer Stammbahn durch den ganzen Continent, welche mit ihrem eigenen Eisenbahnnetze eventuell verbunden werden soll, empfehlenswerth erscheint. Während der Ingenieur Kelly mit einer wohl ausgerüsteten Expedition eine Vermessungstour von Quito nach Cuzco machte und der Ingenieur Shunk auf einer gleichen Expedition nordwärts durch Ecuador und Columbia begriffen war, befand sich Herr Bem auf dem Marsche von Buenos Ayres nach dem fernen Norden und jetzt ist er in Panama angekommen.

Als Herr Bem seine abenteuerliche Tour antrat, hatte er zwei wackere Teutonen zu Gefährten, allein nach Zurücklegung von 700 Meilen gaben diese das Unternehmen auf und kehrten nach Buenos Ayres zurück. Er selbst drang unentmuthigt weiter vor und in Lima erhielt er in der Person eines Herrn Luis Budenich einen Kameraden, der ihn nicht wieder verließ und der nachlebenswindung zahlreicher Fährlichkeiten mit ihm in Panama einzog, woselbst Bem die Heilung seiner kranken Füße abwarten wird, um den Marsch nach Norden fortzusetzen. Einen größeren Contrast, als diese beiden Männer darbieten, kann man sich kaum vorstellen. Herr Bem, der 31 Jahre zählt, ist mittelgroß und erscheint auf den ersten Blick schwächlich; Budinich dagegen ist eine kolossale Figur und ist überaus robust. Die Ausrüstung des kühnen Ingenieurs ist von der größtmöglichen Einfachheit. Eine Büchse, Munition, sowie ein schweres Buschmesser sind die Waffen und eine wollene Decke, ein Ueberrock, Papier, Tagebücher, ein Compaß, Thermometer sowie ein Aneroidbarometer die sonstigen Utensilien. Budinich ist in ähnlicher Weise equipirt. In einem Paßbuche haben die Alcalden und andere angesehene Männer der Städte und Niederlassungen, welche er berührte, durch Unterschrift und Siegel sein Durchpassiren attestirt.

Auf dem Marsche durch die Wildniß, welche noch keines Menschen Fuß betreten, hatte Herr Bem manche Gefahren zu überwinden. Nicht selten hatte er Rencontre mit wilden Indianern, meistens aber waren es wilde Thiere, die sein Vordringen erschwerten, darunter Jaguare, Pumas, Alligatoren und Schlangen. Am gefährlichsten erwies sich in den Urwäldern eine Schlange, welche chamäleonartig ihre Farbe ändert und in den Zweigen der Bäume auf ihre Opfer lauert, mehrmals hatte er auch einen Strauß mit einer Anaconda auszufechten.



Die vorstehende Illustration gibt einen Ueberblick über Hrn. Bem's Marsch. Aus seinem Tagebuche wollen wir die folgenden kurzen Data mittheilen: Abmarsch von Buenos Ayres am 8. August 1892 und Ankunft in Bolivia am 18. October. Lima in Peru wurde am 9. Januar 1893 erreicht und von dort nach zehntägigem Aufenthalt in Begleitung von Luis Budinich der Weitermarsch angetreten. Der demnächst erreichte Punkt von Wichtigkeit war Huacho, von wo es nach St. Nicholas ging; letzteres erreichten sie im Mai und zwei Tage rasteten sie dortselbst. Von dort nach Huaras, ca. 120 Meilen, war wohl der schwierigste Theil des Marsches, denn die Anden wurden in einer Höhe von 4200 Meter überschritten; der Abstieg nach Corungo, 3027 Meter, war sehr beschwerlich und dort kamen sie am 12. Juni an. Bem's rechter Arm war gelähmt, doch erholte er sich durch Bäder in den heißen Quellen von Cajamarca schnell wieder. Quito in Ecuador erreichten sie am 4. October und die natürliche Brücke von Rumuchaca in Columbia überschritten sie am 1. November. In Bogota langten Bem und sein Gefährte am 13. Januar an, nachdem sie den berühmten Paß Quindio überschritten und die hauptsächlichsten Departements der Republik, durch welche die Bahn führen soll, besucht hatten. Ein weiterer Marsch von nahezu drei Monaten brachte sie nach Paya. Bem hatte in dem Reiseprogramm die Route durch das Departement Panama ausgelegt und einen kurzen Aufenthalt in der Stadt Panama selbst in Aussicht genommen, von wo er nach Costa Rica weiter gehen wollte. Allein es kam anders. Bem's Fußbekleidung wurde schadhaft, so daß ein eigenthümliches Insect sich in seine Füße einfressen konnte und ihn marschunfähig machte. Die Reisenden mußten deshalb sich auf dem Rio Tueira per Boot nach dem Golf San Miguel begeben, von wo sie sich über die Perl-Inseln nach der Stadt Panama einschifften.

Sobald Bem's Füße geheilt sind, soll es über David und Santiago nach Costa Rica, dann durch Nicaragua, Salvador, Guatemala nach Mexico gehen. Wahrscheinlich wird er auch Washington sowie New York besuchen und die Rückreise nach Buenos Ayres von dort per Dampfer antreten.

Auf seiner Tour war Herr Bem in der Lage, ziemlich genaue Beobachtungen über die projectirte Bahn zu machen. Er hält das Project sehr wohl für ausführbar, ohne daß besondere technische Schwierigkeiten zu überwinden sind. Daß die Publikation seiner Aufzeichnungen eine große Fülle höchst interessanter Mittheilungen bringen wird, steht mit Recht zu erwarten.

Zur Geschichte der Wurst.

Die Worte Mephisto's „Blut ist ein ganz besonderer Saft" haben die hohe Obrigkeit bereits im grauen Alterthum beherrscht, als es einigen verwegenen Menschenkindern einfiel, aus Blut — Wurst zu machen. Das geschah im 9. Jahrhundert und der oströmische Kaiser Leo der Sechste fühlte sich dadurch zu einem Erlaß angeregt, der folgenden Inhalt hatte: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen so toll geworden sind, theils des Gewinnstes, theils der Leckerei wegen, Blut in ehrbare Speisen zu verwandeln. Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide wie in Röcke einpackt und so als Speise dem Magen zuschickt. Wir können nicht länger zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung bloß zur Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zur Speise umschafft, oder derglechen verkauft, oder kauft, der wird hart gegeißelt, zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren und auf ewig aus dem Vaterlande verbannt. Auch die Obrigkeiten der Städte sind wir nicht geneigt, frei ausgehen zu lassen; hätten sie ihr Amt wachsamer geführt, so wäre eine solche Unthat nie begangen worden; sie sollen ihre Nachlässigkeit mit je zehn Pfund Goldes büßen."

— Gehen ab wie warme Semmeln. Hausirer: „Haben Sie Töchter, Madam?" — Hausfrau: „Das geht Sie doch erstens gar nichts an, und —" — Hausirer: „Entschuldigen Sie nur, Madam, ich frag' nicht aus Neugier — ich hab' nämlich Patent = Resonanzböden zu verkaufen." — Hausfrau: „Was soll ich damit?" — Hausirer: „Well, Madam, wenn Sie einen solchen Resonanz = Boden im Hausflur aufhängen, hören Sie jeden Kuß, der Abends im Hausflur gegeben wird, selbst oben im Topflur wie einen Kanonenschuß." — Hausfrau: „Geben Sie mir drei von den Dingern!"

— Etwas für Nationalökonomen. Lehrer (in der Rechenstunde): „Wenn ein Scheffel Weizen einen Dollar kostet und ein zweipfündiger Laib Weizenbrot fünf Cents, was kostet dann letzteres bei einem Weizenpreise von fünfzig Cents per Scheffel? Na, Tom Schwammig, Du als Bäckersohn solltest es doch wissen." — Tom Schwammig: „Auch fünf Cents."

— Der Fluch der Menschheit. Frau Schlemiller (mit ihrem zweiten Gatten am Grabe ihres ersten): „Ja, hier liegt er, der Held. Du wärst heute wahrlich nicht mein Mann, wenn mein theurer John nicht den Heldentod im Kriege gestorben wär'!" — Herr Schlemiller (nachdenklich): „Ja, der Krieg ist der Fluch der Menschheit!"

— Im Gericht. Richter: „Wenn Sie keine bösen Absichten hatten, warum gingen Sie denn auf Strümpfen?" —Einbrecher: „Ich hatte gehört, daß Jemand in der Familie krank sei, Ew. Ehren!"

— Der einzige Grund. Edith: „Ich dachte, Du und Mabel wären so gute Freundinnen?"—May: „Ja, wir waren es!" — Edith: „Und jetzt seid Ihr es nicht mehr?" — May: „Nein!" — „Wie heißt er?"